

### Winterlandschaft.

Unendlich dehnt sie sich, die weiße Fläche,  
Bis auf den letzten Hauch von Leben leer;  
Die munteren Pulse stocken längst, die Bäche,  
Es regt sich selbst der kalte Wind nicht mehr.

Der Kabe dort, im Berg von Schnee und Eise  
Erstarrt und hungrig, gräbt sich tief hinab,  
Und gräbt er nicht heraus den Wissen Speise,  
So gräbt er, glaub' ich, sich hinein ins Grab.

Die Sonne, einmal noch durch Wolken blügend,  
Wirft einen letzten Blick aufs öde Land,  
Doch, gähnend auf dem Thron des Lebens stehend,  
Trotzt ihr der Tod im weißen Festgewand.

Friedrich Heibel.

### Am See.

Von Sautter.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nicht lange, so fuhren wir ans Land und begaben uns, da die Essenszeit bedenklich heranrückte, eiligst in den Gasthof, kleideten uns um und kamen nach eben rechtzeitig zum Essen, sie etwas nach mir. Dieses Mal sah ich zwischen Mutter und Tochter und versuchte mit Vorbedacht, die Mutter ins Gespräch zu ziehen, was mir vollkommen gelang. Wir sprachen über alles mögliche, geringfügige Dinge, wie sie die Gesellschaft zu ihrer Unterhaltung liebt, wenn nur die gewandte und vielfagende Form sie angenehm überkleidet. Die schöne, jugendlich aussehende Frau gewann im Gespräch, sie war nicht herzlich, aber lebenswürdig und lebhaft, sehr gewandt in der Unterhaltung, und der kalte, hochmüthige Ausdruck ihres Gesichtes wurde dadurch wohlthuend gemildert, daß ihre hellen, klugen Augen bei allem, was sie sagte, lebhaft mitlebeten.

Sie sprach von ihrer Jugend, ihren Reisen, ihrem Sohne, der Grenadieroffizier gewesen und bei der Besteigung eines Berges abgestürzt war, davon, daß sie bald von Friedrichshafen fortzögen, weil es da noch gerade so langweilig wäre wie früher, und von manchem anderen. Ueberall traf sie sicher den Klauderton der Gesellschaft, in dem Geiste und Oberflächlichkeits beständig einander um den Vorrang streiten. Es fiel mir auf, daß die schöne Tochter sich von vornherein nur wenig an dem Gespräch beteiligte; je lebhafter ich mit der Mutter sprach, desto stiller wurde sie, sagte schließlich überhaupt nichts mehr, als nur und blickte finster vor sich hin. Wahrhaftig, sagte ich mir, hier bist du auf der richtigen Fährte, die verfolgst du.

Nach Tisch'ersah ich die günstige Gelegenheit, abseits mit ihr ein paar Worte allein zu sprechen. „Friedel, warum so ein böses Gesicht? Und warum waren Sie denn beim Essen so unheimlich still?“

„Was fragen Sie mich,“ erwiderte sie bitter. „Sie haben sich doch mit meiner Mutter so vorzüglich unterhalten, was brauchen Sie mich?“

„Ich war aufs höchste überrascht. Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte ich, „Sie werden doch nicht eifersüchtig auf Ihre Mutter sein? Das ist doch rein unmöglich!“ „Unmöglich?“ meinte sie, „unmöglich ist nichts auf dieser Welt, jedenfalls vieles Mehr ist möglich, als Sie erfinden denken. Aber nicht wahr, meine Mutter ist schön? Meine ältere Schwester nennen sie viele, manche auch meine schönere Schwester. Ja, sie gefällt den Männern, warum soll sie Ihnen nicht gefallen?“ „Es ist wahr, sie zieht mich an bis zu einem gewissen Grade,“ antwortete ich, „aber so weit, wie Sie glauben, geht mein Wohlgefallen bei weitem nicht.“ „Wärmer setzte ich hinzu: „Friedel, was für törichte Gedanken Sie manchmal an Tageslicht bringen und sind doch sonst so ein geschicktes Mädchen.“

„Nicht so töricht, wie Sie glauben,“ kam es trotzig zurück. „Ich muß übrigens jetzt gehen, leben Sie wohl.“ Dabei reichte sie mir ihre Hand und wollte fort, ich hielt sie aber fest und sagte: „So kommen Sie mir nicht los. Erst müssen Sie mir feierlich versprechen, daß Sie wieder meine brave Friedel sein und morgen früh um acht Uhr unter den Linden am See erscheinen wollen.“ „Ja, ich verspreche es,“ versetzte sie und eilte davon.

In meinem Zimmer legte ich mich auf das Bett und dachte über die Eigenheiten des schönen Mädchens nach, ließ aber schließlich davon ab, da ich kein befriedigendes Ende fand, legte mich zum Fenster hinaus, betrachtete die Straße und den dahinter schimmernden See, bemerkte, daß die dörrende Hitze sich wie eine finstere in der Luft schwimmende Krankheit auf alles Leben legte, und gewann die Ueberzeugung, ein Gewitter könnte nicht lange auf sich warten lassen. Den folgenden Tag gewiß mußte es hereinbrechen.

Den Nachmittag hatte ich nun für mich allein zu verbringen. Nach einigen Ueberlegen reiste in mir der Entschluß, nach Konstanz zu fahren; die prächtige alte Stadt stand mir von früher her noch in bester Erinnerung. Gedacht, getan. Zwischen herzlicher Freude und genussreichem Betrachten gelangte ich zu dem Ende, daß der kommende Tag eine endgültige Entscheidung bringen sollte.

IV.

Der folgende Morgen fand mich früh auf den Beinen. Ich guckte nach dem Wetter und urteilte, daß es eben so heiß zu werden verspräche, wie an den vorhergehenden Tagen; schon der junge Morgen strömte einen heißen Atem aus, aber nicht ganz so wolkenlos prangte der Himmel, nicht ganz so klar schien die Luft. Nach Süden

zu, nicht fern vom Gipfel des Säntis, schwammen einige verschwindende Wölfelein im Blau des Himmels.

Ich las dann in einem Bande Bismardscher Reden und ließ die packende, gesunde Gewaltigkeit dieses Mannes auf mich wirken, der alle beschauliche Weichlichkeit haßte und in dem Leben eine Rennbahn der Pflicht sah. Der herrliche Mann hat fürwahr auf lange Zeit hinaus den ersten Preis davongetragen.

Zur festgesetzten Stunde fand ich mich an der betreffenden Stelle ein, gleich nach mir erschien Friede, heute ohne Buch. Sie zeigte sich lebenswürdig und herzlich, das gestrige berührte wir beide nicht. Nachdem ich sie einige gleichgültige Dinge gefragt hatte, steuerte ich, meinem Vorhaben getreu, geradeaus, auf mein Ziel los. „Friedel,“ begann ich, „lassen Sie mich etwas Wichtiges mit Ihnen besprechen. Eraten Sie nicht, was ich meine?“ Sie sah mich zweifelnd und, wie mir schien, ein klein wenig ängstlich an, schüttelte dann den Kopf, dabei atmete sie heftiger und schwerer. Das legte ich zu meinen Gunsten so aus, daß sie mich verstanden hätte und fuhr fort: „Ich reife heute ab, mein Urlaub geht zu Ende, ich muß zum Regiment zurück. Um vier Uhr fahre ich.“

Als ich das sagte, sah sie auf der Bank zu meiner Rechten, das Gesicht zum See gewandt. Nun drehte sie sich mit einer jähen Bewegung herum und wandte ihr Gesicht mir voll zu. Lieber Himmel, wie hatte sich das verändert! Schön war es, wunderschön, aber daraus blühte mich eine so unverhüllte, quälende Angst an, daß ich glaubte, ich lähe nicht die schönen Augen, sondern ihre geängstigte Seele lebhaftig vor mir. Ich war erschrocken und froh zugleich. „Friedel,“ rief ich, „was fehlt Ihnen? Werden Sie mich denn vermissen? Geht Ihnen der Abschied ein wenig nahe? und werden Sie, wenn ich fort bin, an mich denken?“ Sie nickte mit dem Kopfe und versetzte: „Ja, das werde ich.“ Dabei geriet die weiße Haut ihres Kinnes in eine frampfhaft zitternde Bewegung, und in ihre Augen traten, wie sehr sie sich auch dagegen wehrte, Tränen. „Friedel,“ rief ich, „liebe Friedel, was fehlt Ihnen aber nur?“ Sie antwortete nicht und kämpfte vergeblich mit ihren Tränen; da ergriff ich ihre Hand, zog das herzige Mädchen, das mir willig folgte, an mich, und nun lag sie an meiner Brust und hielt mich wortlos umschlungen wie ich sie.

Was folgt, kannst du dir denken, ich will dich nicht mit einer Erzählung langweilen, die diesen Augenblicken doch nicht gerecht würde. Wenn ich es aber auch erzählen könnte, wollte ich doch schweigen; denn ich scheue mich, das Allerheiligste meiner Seele zur Schau zu stellen. Da magt dir nach deinen eigenen Erfahrungen ein Bild ausmalen, das dir gefällt.

Als mein Blut wieder ruhiger zu schlagen begann, beobachtete ich, daß ihre Tränen zu fließen aufgehört hatten, ihre linke Hand lag über meiner Schulter, meine Rechte umfaßte ihre Hüfte.

„Liebe Friedel,“ bat ich, „nun sage mir doch um des Himmels willen, warum singst du denn vorhin auf einmal an zu weinen?“ „Ach, Konrad,“ antwortete sie, „du glaubst nicht, wie sehr ich mich fürchte, wieder allein zu sein, wenn du gehst.“ „Allein,“ fragte ich verwundert, „deine Eltern bleiben doch hier?“ „Gerade das quält mich ja, daß ich allein mit meinen Eltern zusammenleben muß,“ gab sie zurück, und aufs neue stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Ich zog sie nahe zu mir her, so daß der schöne Kopf an meiner Brust lag, streichelte und küßte ihr Haar und Gesicht und redete ihr leise und tröstend zu, wie man ein weinendes Kind bespricht. Allmählich wurde sie still, hörte auf zu weinen, und nur ein frampfhaftes Schluchzen als unwillkürliche Nachwirkung heftigen Weinens ging durch ihren Leib.

„So ist's recht, mein lieber, süßer Schneck,“ sagte ich und streichelte ihr Haar, das etwas wirr geworden war, „jetzt hat sich mein kleines vernünftiges Mädchen wieder gefunden, oder nicht?“ Da richtete sie sich auf, trocknete die Spuren der Tränen und erwiderte: „Ja, Konrad,“ drückte mir die Hand und blickte mich mit liebem Lächeln an.

„Und jetzt wird mir mein starkes Mädchen auch ruhig und ohne Tränen erzählen, was ihm fehlt, geht?“ begann ich aufs neue und küßte ihren Mund. Sie machte sich los, und ich bemerkte wohl, daß es in ihr kämpfte, aber sie mußte darüber hinwegkommen. Schließlich gewann sie ihre volle Fassung zurück und erwiderte: „Gut, Konrad, du solltest es hören, obwohl ich mir vorgenommen hatte, nie mit einem fremden Menschen darüber zu sprechen. Aber du bist mir ja nicht fremd, geht? Nein, du bist mir in den wenigen Stunden, die wir zusammen verlebt haben, unendlich viel geworden, mehr vielleicht als du selber ahnst. Schon lange habe ich mich mehr und mehr davon entwöhnt, das Urteil meiner Mitmenschen hoch zu achten, aber dir vertraue ich eben so sehr, wie ich dich liebe, du mein lieber, lieber Schack.“

Einen Augenblick schwieg sie und betrachtete mich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck ihrer schönen Augen, dann fuhr sie fort: „Also höre, meine Eltern sind reich; mein älterer Bruder Otto, der vor zwei Jahren bei der Besteigung eines Berggipfels verunglückte und zu Tode gekommen ist, und ich waren die einzigen Kinder aus der Ehe. Mein Bruder stand als Leutnant im ersten Grenadierregiment.“

Mit Geschwister lebten uns von klein auf zärtlich, und ich kann mich nur seltener Fälle erinnern, wo ein Mißton dieses Verhältnis gestört hätte.

Unsere Jugendjahre, soweit ich zurückdenken kann, verfloßen sorgenlos. Der Vater kümmerte sich nicht viel um unsere Erziehung, die Mutter aber nahm sich unser herzlich an und erzog uns, soweit ich es zu beurteilen vermag, gut und voller Liebe. Aus der Zeit bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre ungefähr entsinne ich mich nicht, von Kleinigkeiten abgesehen, Jank und Streit zwischen meinen Eltern gesehen zu haben, es fehlte mir auch wohl das Verständnis dafür, doch nehme ich an, daß Dinge von Wichtigkeit uns Kindern nicht hätten entgehen können. Freilich verkehrten meine Eltern auch nicht zärtlich miteinander, sie begegneten sich mit lebenswürdiger Gemessenheit. So

verließ unser Leben in gleichförmiger Ruhe bis zu meinem vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahre, wie ich schon erwähnte. Um diese Zeit bemerkte ich, daß meine Mutter oftmals, wenn ich unvermutet ins Zimmer trat, weinte; gewahrte sie mich, so bemühte sie sich, ihre Tränen zu unterdrücken, was ihr aber nicht immer gelang. Mir wurde ängstlich zumute, ich fragte sie, was ihr fehlte, sie schüttelte aber stets den Kopf und sagte: „Beh' nur, Kind, mir fehlt nichts.“ Das glaubte ich natürlich nicht und ließ beständig mit einem bedrückten Gefühle banger Erwartung herum. Mein Bruder bemerkte von dieser Veränderung wenig, da er den größten Teil des Tages in der Schule saß oder sich draußen im Freien tummelte, abends aber keine Schulaufgaben machte. Als ich ihm meine Beobachtung mitteilte, hörte er mich mit Anteilnahme an, meinte aber schließlich, die Sache würde schon so schlimm nicht sein, ich sollte mich nicht unnötig sorgen. Meinen Vater sah ich während dieser ganzen Zeit seltener als gewöhnlich, er reiste viel, und wenn er zu Hause weilte, so bildete er finster drein und sprach fast nichts.

So dauerte das unverändert monatelang fort, bis ich eines Tages einem Austritt zwischen meinen Eltern beiwohnte, den ich nie vergessen werde. Ich kamte in dem an unser Wohnzimmer angrenzenden Raum, im Nebenzimmer sprachen meine Eltern halblaut miteinander. Plötzlich schrie meine Mutter laut auf, so entschuldig, daß ein namenloser Schrecken mir durch den ganzen Körper ging. Mein Herz versagte einen Augenblick den Schlag, der Atem setzte unwillkürlich aus, dann schüttelte ein heftiges Zittern meine Glieder. Ich weiß das noch so genau, als wäre es gestern gewesen. Jetzt brach meine Mutter in ein frampfhaftes, schreiendes Weinen aus, mein Vater sprach einige Worte, die ich nicht recht verstand, da rief meine Mutter in größter Aufregung: „Psi! Psi! Psi! — Geh', geh' mir aus den Augen, du — nein, ich mag es nicht sagen, was du bist. Geh', mach', daß du fortkommst, geh' doch zu der anderen, du — schlechter Kerl!“

Mein Vater antwortete in vollkommener Gelassenheit: „Es wäre besser, du redetest etwas weniger laut, die Kinder könnten im Hause sein, und außerdem wohnen in der Nachbarschaft auch noch Leute.“ Meine Mutter lachte auf, daß es mir ins Herz schnitt und schrie: „So, die Nachbarschaft und die Kinder, darauf kommt es dir jetzt an, aber als du über mich und die Kinder die Schande gebracht hast, du, ja du! da hast du nicht an Kinder und Nachbarschaft gedacht. — O mein lieber Herr und Gott, warum läßt du mich das erleben?“ Dabei brach sie von neuem in frampfhaftes Weinen aus. Ich hörte, daß mein Vater sagte: „Aber ich bitte dich, die Sache ist doch gar nicht so viele Aufregung wert. Wir sind nun einmal keine Heiligen, das wollt ihr Frauen nie begreifen; die Sünden sind dazu da, daß man ab und zu begeht, und meine Sünde geht bei uns Männern um wie das liebe Geld. Frage doch nur einmal an den Fürstenhöfen, ob die Frauen ihren Männern wegen solcher Lumpereien derartige Ausbrüche machen dürfen. Die müssen schweigen, es geduldig hinnehmen und sich trösten mit dem Gedanken: „Der Lauf der Welt.““

Meine Mutter gebot ihren Tränen Einhalt und schrie: „So? Bist du ein Fürst und ich eine Fürstin? Was geht mich das an, was die tun? Jeder muß sich nach seiner Deute strecken. Außerdem werden solche armen Fürstinnen genaug leiden. Bleib' mir vom Leibe mit deinem erbärmlichen Geschwätz! Aber das sage ich dir: was du dir erlaubst, kann ich auch. Männer frische ich mehr als genug.“ Mein Vater lachte kurz auf und sagte ruhig: „Tu, was du nicht lassen kannst, ich lege dir keine Steine in den Weg.“

Damit verließ er das Haus, meine Mutter begann aufs neue herzbrechend zu weinen, ich schlich mich auf mein Schlafzimmer, glaubte in Schmerzen zu versinken und weinte, bis ich vor Müdigkeit einschlief.

Fortsetzung folgt.

### Albanisches Familienleben.

In keinem Lande Europas werden die Sitten der Vergangenheit, die Ueberlieferungen der Vorfahren so treu bewahrt wie in Albanien. Der Strom der Zeit ist an diesem kleinen, kriegerischen Bergvolke vorübergerauscht, ohne seine Gewohnheiten zu verändern, die Errungenschaften der Kultur sind ihm fremd geblieben, und selbst die Tatenherrschaft hat auf seine Eigenart keinen Einfluß zu üben vermocht. Kametisch das albanische Familienleben vollzieht sich noch in genau denselben Formen wie vor Jahrhunderten.

Die Häuser der wohlhabenden Albaner gleichen einander mit geringen Abweichungen. Es sind massive Gebäude, in deren Mitte sich ein mit Obstbäumen bepflanzter Hof befindet. Die Gebäude sind groß und geräumig, denn die Söhne verlassen auch nach ihrer Verheiratung nicht das Haus des Vaters, der, wie im Altertum, bis an das Ende seiner Tage das anerkannte Oberhaupt der Familie ist. Das Erdgeschos enthält die Wirtschaftsräume, Keller, Holzammer und Stall. Im ersten Stockwerk sind die eigentlichen Wohnzimmer mit weißgeputzten Wänden, deren Schmuß aus hölzernen Schnitzereien oder, in katholischen Familien, wohl auch aus kunstlosen Bildern von Heiligen besteht. Teppiche bedecken den Boden und um die Wände ziehen sich niedrige Divane mit Kissen aus altem Genueser oder Venezianer Samt, und nirgends fehlt der hohe, altertümliche Kamin. Die engen, vergitterten Fenster lassen das Tageslicht nur matt und spärlich hinein. Zu den Mahlzeiten versammeln sich alle Hausgenossen. Sie

reiteten Gerichte stehen. Jeder langt mit seinem Löffel zu und trocknet ihn an dem Tuche ab, das gemeinschaftlich über allen Knien liegt. Bevor aber mit dem Essen begonnen wird, wünscht man sich mit vielen Worten gegenseitig guten Appetit und trinkt mehrere Glas eines leichten, im Hause hergestellten Branntweines. Sind Fremde zugegen, so nehmen die Frauen an der Mahlzeit nicht teil, sondern bedienen die Gäste, reichen ihnen eigene Teller, auf denen sie, so will es die Höflichkeit, immer etwas übrig lassen müssen. Den Teller gänzlich zu leeren, würde dem Gast als Unart angerechnet werden. Ist es dunkel geworden, so breiten die Diensthöfen Matten und Decken aus Seide oder Baumwolle auf dem Boden aus. Nur in sehr wenigen albanischen Familien speist man von einem Tisch, schläft man in einem Bett. Vater, Mutter und alle unverheirateten Kinder nächtigen in demselben Zimmer.

Armut oder Geiz und der Mangel jeglicher Zerstreuung geben dem albanischen Familienleben den Charakter trostloser Einsamkeit. Der Tag vergeht über der Arbeit in den feuchten, dunklen Verhöhlen des Basars. Gesundheitsliche Vorsichtsmaßregeln der elementarsten Art sind dem Albaner unbekannt, und mit Alkohol, Kaffee und Nikotin treibt er so maßlosen Mißbrauch, daß sein geschwächter Körper der Tuberkulose, der schlimmsten Plage in Albanien, kaum noch Widerstand entgegenzusetzen imstande ist. Ganze Familien gehen an dieser schrecklichsten aller Krankheiten zugrunde. A. Degrand, der als französischer Konsul Land und Leute in Albanien gründlich studiert und in einem lezenswerten Buche, das uns hier hauptsächlich zum Führer dient, geschildert hat, schreibt: „Man hat mir als Beispiel für die Ausdehnung der Tuberkulose ein Haus bezeichnet, das siebzehn Personen enthielt, von denen schließlich nur noch die Mutter, zwei Töchter und ein Sohn vorhanden waren. Der Vater und zwölf seiner Kinder sind an der Schwindsucht gestorben. Die vier Ueberlebenden haben dieselbe Wohnung inne, schlafen in demselben Zimmer, auf denselben Matten. Auch sind die beiden Töchter bereits von der Krankheit befallen und kaum noch arbeitsfähig.“ Die von A. Degrand befragten Aerzte schätzten die Sterblichkeit an der Schwindsucht unter den Albanern auf sechzig vom Hundert.

Das Leben der jungen Mädchen in Albanien ist unsagbar traurig. Bis zu ihrer Verheiratung verlassen sie kaum das Zimmer, bekommen nur ihre nächsten Verwandten zu sehen und beschäftigen sich mit Stidereien auf Seide oder Baumwolle. Leinen ist ein in Albanien unbekannter Stoff. In diesen Jahren fertigt die junge Albanerin mit unermüdblichen fleißigen Händen nicht nur ihre Ausstattung, sondern auch alles an, dessen sie in der Ehe für Mann und Kind, für Niederkunft und für Begräbnis bedürfen wird. Ueber ihr Schicksal entscheidet nur der väterliche Wille. Den Gatten, der ihr bestimmt ist, erblickt sie zum ersten Male am Tage der Hochzeit. Sowie ihr Vater ihr mitteilt, daß er über ihre Zukunft entschieden hat, muß sie tiefste Verzweiflung zur Schau tragen, mag sie auch im Innern froh sein, das Gefängnis, in dem sie so lange Jahre zugebracht hat, endlich zu verlassen. Und sie ist, nach hergebrachter Sitte, verpflichtet, diese Komödie auch weiterhin durchzuführen. Wenn der von Ochsen gezogene Wagen schon vor der Tür steht, um sie zur Trauung zu führen, und zwei Verwandte des Bräutigams sie auf der Straße erwarten, muß sie sich von den beiden Gevatterinnen, die ihr selbst zu Begleiterinnen bestimmt sind, gleichsam mit Gewalt fortzuschleppen lassen. Sie klammert sich an den Wänden, an den Mauern fest und bestiegt, das Haupt unter weißem Schleier verhüllt, laut schluchzend das Brautgespann. In jener Biegung des Weges wiederholt sie ihre Weigerung, die Fahrt fortzusetzen, und sie würde einen argen Verstoß gegen das Herkommen begehen, wollte sie ihr „Ja“ in der Kirche nicht erst nach dreimaliger Frage des Geistlichen zögernd aussprechen. Auch in das Haus ihres Zukünftigen muß sie mit Gewalt Hineingebracht werden. Singend und tanzend erwarten sie dort ihre Gespielen. Im Augenblick, da sie über die Schwelle schreitet, wirft man ihr ein rotes Seidentuch über den Kopf und führt sie die Treppe hinauf in das Bohnengemach, wo die Familie ihres Gatten sie erwartet. Der hat sie schon in der Kirche verlassen und inzwischen die Zeit fröhlich zehend mit seinen Verwandten verbracht und muß sich gleichfalls mit geheucheltem Widerstreben von ihnen nach seiner Behausung führen lassen. Die Albanerin erhält nicht nur keine Mitgift, der Bräutigam ist sogar verpflichtet, ihren Eltern eine Entschädigung, die zwischen 100 und 200 M. schwankt, zu zahlen, da sie an ihr eine nützliche Dienerin im Haushalt verlieren.

Zwei Tage vor der Hochzeit werden jeder albanischen Braut die Haare und die Augenbrauen schwarz gefärbt: man sieht in ganz Albanien keine weißhaarige Frau. Und es ist ein schöner, kraft-

seine Kräfte bewahrt. Aber die Freuden des Da-seins sind der Albanerin nur sehr kärglich zugemessen. Ist sie im Begriff, Mutter zu werden, so legt man ihr die Gewänder ins Zimmer, mit denen sie und ihr Kind begraben werden sollen, wenn die Vorsehung es bestimmt hat, daß sie ihre schwere Stunde nicht überleben wird. Gling die Gefahr an ihr vorüber, ist alles gut verlaufen, schmückt sie sich mit ihren kostbarsten Kleidern, verschleiert ihr Antlitz und empfängt, aufrecht in einem Stuhle sitzend, unbeweglich und schweigend, die Besucher. Jedem von ihnen wird ein Ei gereicht, mit dem er dem in der Wiege angebundnen Neugeborenen über das Gesicht streift, den Bunsch aussprechend, daß es immer weiß bleiben, niemals zu erröten haben möge. Nach einigen Monaten nimmt man an dem Kinde eine Probuatur, die gewiß nur in Albanien üblich ist, vor. Man bittet den Vornehmsten unter seinen Bekannten, dem Kinde die Haare zu schneiden. Der Auserwählte tritt dadurch zu dem Kinde in ein unserer Patenschaft ähnliches Verhältnis und steht der Familie des Kindes so nahe, daß dessen Mutter in seiner Gegenwart sogar den Schleier ablegen darf.

Die Bestattung Verstorbener und die Trauer um sie ist nicht weniger genau geregelten Zeremonien unterworfen. Eine Witwe, die zu keiner neuen Ehe schreiet, legt die Trauerkleidung überhaupt nicht mehr ab. Alle glänzenden Gegenstände, Spiegel, Lampen, Bilder sind in der Trauerzeit mit schwarzem Stoff verhängt und die Vorhänge von den Fenstern entfernt. Hat der Tod den letzten einer Familie fortgenommen, mit dem ihr Name erlischt, so zerstört man den Anmin im Hauptraum seines Hauses. Wo der Herd stand, bringt man ein Bündel Dorngesträuch an, ein Fenster des Hauses wird zugemauert und im Garten werden die Bäume gefällt, die Blumen mit den Wurzeln aus dem Erdreich gerissen.

## Bermischtes.

§ Ein häßliches Gesichtschen wird An C. Z. mitgeteilt: In einem Ort des Calwer Balbes bestand die Sitte der Neujahrsverehrung noch, bis vor etwa 15 Jahren ein neuer Lehrer aufzog. Als er mit dieser Spende, welche die Kinder auf den Katheder niedergelegt hatten, überrascht wurde, sagte er zu seinen Schülern: „Es freut mich, daß ihr mir etwas schenken wolltet. Ihr Wut mir aber eine größere Freude machen, wenn ihr fleißig und folgsam seid. Zudem werdet manche eurer Eltern das Geld nötiger brauchen als ich. Wenn ihr heim geht, nimmt jeder sein Geld wieder mit.“ So geschah es. Nachdem der letzte Schüler seinen Blick auf den Katheder warf, fing er plötzlich an, jämmerlich zu heulen. Teilnehmend erkundigte sich der Lehrer nach der Ursache seines Schmerzes. Da schluchzte das Mädchen: „I hau doch feizz Bienneng uff da Katheder g'legt on jetzt sende bloß no feisazwanz'g!“

§ Der unbedankte Friedensstifter. Aus Gießen wird folgendes Gesichtschen erzählt: Zu einem wohlhabenden, sogar in dem sogenannten Millionenviertel auf der Südanlage wohnenden Rentner kam dieser Tage der Verwalter der kirchlichen Gemeinde, zu der jener gehört, um einen kleinen Beitrag bei ihm einzufassieren. Sei es nun, daß der Herr Rentier, ein älterer Junggeselle, von der Friedensstimmung des Weihnachtsmonats noch nicht genügend ergriffen war, sei es, daß eine gewisse Sentimentalität, wie sie einsame Menschenkinder um diese Zeit zu befallen pflegt, in nervöse Gereiztheit umgeschlagen war — genug, wegen einer Bagatelle kam es zu einem Streit zwischen dem Herrn Rentier und dem Herrn Verwalter. Ein Wort gab das andere. Sogar die für Mittel- und Norddeutschland neu entdeckte Bezeichnung „Wades“ soll gefallen sein. Schließlich wurde der Hausverwalter sehr unanständig zur Türe hinausgewiesen. Der Schwerbeleidigte eilte spornstreichs zum Schlichter. Ein Termin wurde angesetzt. Der beklagte Rentier erschien nicht. Die Beleidigungsklage ging weiter ans Amtsgericht. Und im Januar wäre Gießen um eine „sensationelle“ Schöffengerichtsverhandlung reicher gewesen. Zum Glück lebt aber in Gießen ein Fabrikant, der in einer „Beyenfläche“ allerlei Verzäunungs- und Versöhnungs-Tränke zusammenbraut und deshalb einfach der „Chemiker“ genannt wird. Dieser bestellte durch einen Schreibbrief den grollenden Verwalter in das geheime Kabinett seines Privatkontors. „Der Beklagte trägt die Kosten des Sühnetermines und des Amtsgerichtes, verpflichtet sich außerdem, eine Buße in der und der Höhe an die Stodtarmen zu zahlen.“ — Wein Liebchen, was willst du noch mehr? Spornstreichs eilte der Kläger zum Amtsgericht. Schmunzelnd nahmen die auch schon weihnachtlich gestimmten gestrengen Herren von der Zurücknahme der Klage Kenntnis. Der Friede war gerettet. Die Weihnachtsfeierlänge konnten diesmal ganz glotzenrein erlöben. Aber nun kommt das dicke Ende: Der Fabrikant hatte von dem verklagten Rentier gar keinen Auftrag, Frieden zu stiften. Der

Beklagte weigert sich, sowohl die Kosten als auch nur einen Pfennig an die Armen zu zahlen. Und die Folgen der friedensvermittelnden Tätigkeit des Fabrikanten? Erstens: Die Klage gegen den Rentier wird von neuem erhoben. Zweitens: Der Rentier verklagt den Fabrikanten, weil er seine Nase in Dinge steckt, die ihn nichts angehen. Drittens: Der Verwalter verklagt den Fabrikanten wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen. Also statt der einen verhindert werden sollenden Klage drei neue Klagen! — Der Friedensengel verhält trauernd das Haupt.

§ Der kleinste Mann der Welt. Wie aus London berichtet wird, ist dieser Tage in Southend der kleinste Mann der Welt, Mr. J. William White, gestorben; er hat ein Alter von 53 Jahren erreicht. Lange Jahre hindurch betrieb der nur 53 Zentimeter „hohe“ Mann ein Geschäft in Southend, das ihn und seine Schwestern, die übrigens von normaler Größe waren, gut ernährte. Er war in der ganzen Gegend sehr bekannt und beliebt, und er beteiligte sich auch mit großem Eifer am politischen Leben. White war tatsächlich der kleinste Zwerg der Welt; der berühmte „General Tom Thumb“ maß immerhin 78 Zentimeter, und nur der amerikanische Zwerg „General Wite“ hatte annähernd dieselbe Größe wie White. Der berühmte Hofzwerg des Königs Stanislaus von Polen war etwa 5 Zentimeter größer.

§ Ein hoch ver Versicherter Birnbaum. Aus New York wird berichtet: Der wertvollste Obstbaum der Welt dürfte ein dem Farmer H. H. Woodworth in Whittler bei Los Angeles, Kalifornien, gehöriger Avocado oder Alligator-Birnbaum sein. In der letzten Saison erbrachte er dem Besitzer Früchte und Seplinge im Werte von 3206 Dollars. Um den Baum gegen Beschädigung zu schützen, hat Herr Woodworth ihn mit einem 30 Fuß hohen Zaun umgeben; auch hat er ihn zu 30 000 Dollars gegen Feuer, Blitzschlag und Frost versichert. Da der Baum erst sechs Jahre alt ist, mag er noch lange tragen.

## Humoristisches.

Druckfehler. Für den Sommeraufenthalt hatte sich der Herr Apotheker in der Nähe der Stadt ein pillenähnliches Haus erbauen lassen.  
Weggendorfer Bl.

Erkennungszeichen. Frau (der ihr Mann durchgegangen, im Gasthaus): „Bitte, ist nicht mein Mann hier gewesen, ein großer Herr mit blondem Vollbart?“ — Wirt: „Es sind zwei Herren mit blondem Vollbart hier gewesen.“ — „Was haben sie denn gegessen?“ — „Der eine ein Backhuhn, der andere Geselechtes mit Anödel.“ — „Der mit dem Geselechtes und Anödel war's, daß ist seine Leibspeiß!“

Annonee. Große, schwarze Bullbogge, auf den Namen Casar hörend, entlaufen. Besonderes Kennzeichen: „Reißt hinein, wenn man ihr den Finger hinhält.“

## Der Ausrufesatz.

Er Frihle hot sei Sach net lenna;  
Da Steda hot der Lehrer mieffa remma.  
Er hot des arme Frihle so arg g'schlagg,  
Roan Strooch mai weiter het' es lenne no vertraga.

Vom Ausrufesatz se hent no g'spracha  
Der Lehrer sait zom Fri: daß du mir noch  
E richt'ge Antwort auch dann geda tuast,  
Net daß i die no Mol auf die vord'r Bank nauf lega muast.

Es Frihle h'sennt sich, i'sicht am angst und bang.  
D'r Lehrer mit am Steda vor am, der wartet schau so lang.  
Und endlich fällt am an was Nichtigs ei;  
Er moont d'r Lehrer het' es schau Mol selber g'sait.  
Und leis no sait 's Frihle, es hot sich's kaum getraut:  
„Hei! wie der grimme Eber haut!“

Eugen Monami, Nagold.

Verantwortlicher Redakteur: Ludwig Paul.  
Druck und Verlag der W. Necker'schen Buchdruckerei, Altensteig.

MANOLI  
Dandy  
33  
Truffrei